



Joseph Bell

I.

Joseph Hell und seine Schnitzwerke.

Die im Ferdinandeum zu Innsbruck aufgestellten Schnitzwerke des tirolischen Künstlers, Joseph Hell, gehören unstreitig zu den vorzüglichsten in den Kunstsammlungen dieses Institutes; sie verdienen einzig in ihrer Art genannt zu werden; die ersten Künstler bleiben davor mit Bewunderung stehen, und wenn sie hören, sie seien die Werke eines Bauernjungen, der, ganz sich selbst überlassen, und ohne begünstigende Hülfsmittel sich bloß durch eigenes Streben gebildet hatte, so staunen sie nur um so viel mehr, und wissen sich dieses Phänomen kaum zu erklären.

Leider verloren wir ihn durch einen frühzeitigen Tod in der Blüthe seiner Jahre. Ich hatte die Ehre, in der Generalversammlung der Mitglieder des Ferdinandeums im Monate Mai 1834 einen Nekrolog dieses Künstlers abzulesen, der mit Rücksicht aufgenommen wurde. Schon früher, in den Jahren 1826 und 1827, hatte ich in dem Anhang zum Bothen von und für Tirol und Vorarlberg eine etwas umständlichere Beschreibung seiner zwei an das Ferdinandeum abgegebenen Tafeln, wohl der vorzüglichsten unter seinen Werken, bekannt gemacht. Aufgefordert von Männern, die diesen Künstler gleich mir hoch schätzen, setzte ich aus diesen meinen Vorarbeiten und aus einigen

seit her noch gesammelten Notizen eine Art Biographie zusammen, die ich hier dem Publikum zu übergeben wage. Die Biographie des Künstlers, wie jene des Gelehrten, besteht wesentlich in der Darstellung dessen, was jener für die Kunst und dieser für die Wissenschaft geleistet hat; man wird es daher nicht befremdend finden, daß ich beinahe mehr in der Schilderung seiner Werke, als bei der Erzählung seiner einfachen Lebensgeschichte verweile.

Joseph Hell wurde im Dorfe Bomp bei Schwaz den 23. August 1789 geboren. Seine Aeltern, gemeine, wenig bemittelte Bauersleute, waren Matthias Hell und Spollonia, geborne Mair. Im Jahre 1805 kaufte der Vater ein kleines Bauerngut im Dorfe Böls bei Innsbruck, wohin er mit seiner Familie übersiedelte. Der Sohn mußte da, wie früher zu Bomp, die seinem Alter angemessenen Bauerndienste verrichten. Er erhielt keinen andern Unterricht, als jenen der Dorfschule, dem er aber doch fertiges Lesen und Schreiben, wenn gleich ohne Korrektheit, verdankte. Seinen angeborenen Kunstsinne scheint zuerst das Beschauen der sogenannten Weihnachtskrippen, die damals in Kirchen und Privathäusern viel häufiger als heut zu Tage aufgestellt wurden, und in denen gewöhnlich viele geschnitzte und kolorirte Figuren vorkamen, zur Selbstthätigkeit bestimmt zu haben; er sagte hernach selbst, seine ersten Versuche seien solche kleine Krippenfiguren gewesen, die er mit seinem Taschenmesser schnitzte. Aber da er der Feldarbeit wegen mit diesen Versuchen längere Zeit aussetzen mußte, habe ihm dann, wenn er das früher Gemachte wieder besah, dieß nicht mehr gefallen, so daß er es wegwarf oder verbrannte, aber bei freierer Muße neue Versuche machte, die ihm immer besser gelangen. Dabei fühlte er aber das Bedürfnis, um

die Gestalt einer in der Natur beobachteten oder als Kunstprodukt gesehenen Figur nicht aus dem Gedächtnisse zu verlieren, sich dieselbe, so gut es gehen konnte, aufzuzeichnen, und er ward so sein eigener Lehrer, wie im Bildschnitzen, so auch im Zeichnen. Die ganze Natur ward ihm immer wichtiger, und er beobachtete sie an Menschen, Thieren, Bäumen u. s. w. auch in der Zeit, da er durch Feldarbeiten am Schnitzen gehindert war, so daß auch diese für seine Kunstübungen keineswegs verloren war. Vergeblich eiferte sein Vater gegen seine Tändeleien, wie er sie nannte, und den damit verbundenen Zeitverlust, und versagte ihm jeden Kreuzer zum Ankaufe von Papier, Bleistift u. dgl. Da er aber für manche Figur doch zuweilen einige Kreuzer erhielt, verschaffte er sich das Allernothwendigste selbst; und da er zu Hötting bei Innsbruck einen geschickten Messerschmied ausfindig gemacht, bei dem er für seine Arbeiten mehr geeignete Messer erhielt, setzte er seine Versuche gleichwohl im Verborgenen fort. Ich sah keine seiner Arbeiten aus dieser Zeit; nur sagte man mir; man finde in Privathänden noch da und dort einen gemeinen Knotenstock mit einem von ihm zum Knopfe geschnitzten Vogel oder andern Thiere.

Er fand später Gelegenheit, die Colli'schen Marmortafeln von ganz erhobener Arbeit an dem sogenannten Mausoleum des Kaisers Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck zu sehen. Er war außer sich vor Erstaunen und Entzücken, und er lauerte von nun an jede Gelegenheit ab, diese Meisterwerke wieder und wieder zu sehen; sie schwebten ihm unaufhörlich vor; der Wunsch, sie, wenn auch nur in weiter Ferne, nachahmen, und einst Aehnliches leisten zu können, ward in ihm immer lebhafter, und Alexander Colli ward nach und nach, wie er selbst sagte,

ganz eigentlich sein Vorbild und sein Lehrer. Wenn nun auch der Gedanke eines ungebildeten Bauernjungen, solchen Meisterwerken nachstreben zu wollen, höchst lächerlich erscheinen konnte, beweiset er doch zugleich seinen Muth und das Gefühl der ihm inwohnenden Kraft. Uebrigens zogen landschaftliche Darstellungen ihn vorzüglich an; dafür war ihm ein besonderes Gefühl angeboren, und er meinte, durch solche am ehesten seinen Zweck erreichen zu können. Darum wurden von ihm nun mit noch größerem Eifer die Hausthiere in ihren Formen, Stellungen und Wendungen, der Baumschlag in den verschiedenen Gestalten und Eigenthümlichkeiten der Bäume einzeln und in Massen, der Schwung ihrer Nester und ihre Rinden, ihr perspektives Zusammenschieben und Verkürzen, eben so die verschiedenen Pflanzen und Gewächse begierig aufgefaßt, studirt, so gut er es vermochte, gezeichnet, und in Schnitzversuchen nachgebildet.

Alles blieb indessen noch lange eine Art von Spielerei, auf die niemand sonderlich Acht hatte, und die dem jungen Menschen selbst wahrscheinlich noch in keinem bessern Lichte erschien, als im Jahre 1822 ein glückliches Ereigniß auf einmal die Veranlassung gab, daß er mehr Muth und Zutrauen zu sich selbst faßte. Dieses war die Durchreise der drei großen Monarchen, unsers Kaisers Franz I., des Kaisers Alexander von Rußland, und des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, die sich durch Tirol zu dem Kongresse nach Verona begaben. Die Berühmtheit, die der Sandwirth Andreas Hoser im Jahre 1809 sich erworben hatte, brachte Hell auf den Gedanken, dessen Büste im Kleinen zu schnitzen, und jedem der beiden letztern Monarchen bei ihrer erwarteten Ankunft eine solche überreichen zu lassen, in der Hoffnung, dafür ein

Geschenk zu erhalten, wodurch er dann manches Bedürfnis für seine Lieblingsneigung zu befriedigen in den Stand gesetzt würde. Durch Bitten vermochte er den Handelsmann Oberlindober zu Innsbruck ihm zum Ankaufe des benötigten Burbaumholzes einen Thaler vorzustrecken. Die beiden kleinen aus diesem Holze mit vielem Fleiße und großer Ähnlichkeit gefertigten Büsten wurden den Monarchen überreicht, und fanden bei denselben sowohl als ihrem Gefolge großen Beifall. Der junge Künstler erhielt dafür eine ansehnliche Belohnung.

Man kann sich vorstellen, welche Freude und Aufregung dieser günstige Erfolg und die Lobsprüche, die ihm über seine Arbeit zu Theil geworden, dem jungen Manne verursachten; auch sein Vater begriff nun endlich, daß diese Nebenbeschäftigung des Sohnes doch etwas mehr als bloßer Zeitverlust und Tändelei sei. Dieser faßte nun Muth und beschloß, sich ganz der Kunst der Bildschnitzerei zu widmen. Er wagte sich auch bald an eine viel größere Arbeit, und schnitt in Birnbaumholz, welche Holzart er hernach beinahe zu allen seinen fernern Werken verwendete, nach den auch durch lithographische Blätter bekannten Zeichnungen des genialen Jakob Placidus Altmutter zwei Tafeln in ganz erhobener Arbeit, wovon die eine ein tirolisches Scheibenschützen, die andere einen Zillerthaler Bauerntanz vorstellte. Sie gelangten nach Wunsch, und bestärkten ihn in seinem gefaßten Entschlusse. — Indessen fühlte er doch immer mehr das Bedürfnis eines geregelten Unterrichtes im Zeichnen, und in der Kunst überhaupt. Daher erwachte in ihm der Gedanke, nach München zu gehen, um dort theils durch Unterricht an der Akademie, theils durch das Beschauen und Studiren der zahlreichen Kunstwerke jener Hauptstadt sich mehr aus-

zubilden. Der Ausschuß des Ferdinandeums, an den er sich, um die zur Erfüllung dieses Wunsches nöthige Unterstützung zu erhalten, gewendet hatte, bewilligte ihm auf zwei Jahre einen jährlichen Beitrag von 100 Gulden, und in der Hoffnung, durch Arbeit sich noch Manches zu seinem Unterhalte zu erwerben, trat er den 22. Februar 1824 seine Reise nach München an. So roh und wenig versprechend sein Aeußeres schien, zog er doch dort sehr bald die Aufmerksamkeit der akademischen Professoren auf sich; sein Talent fand ungetheilte Anerkennung, und seine Biederkeit gewann ihm die allgemeine Zuneigung. In den damals an seinen Wohlthäter, den Herrn Prälaten von Wilten, geschriebenen Briefen konnte er nicht genug die Güte und Herablassung rühmen, mit der die akademischen Professoren, besonders Herr Professor Seitel, der ihn vorzüglich leitete, ihn behandelten, und ihm den Weg der Studien zu erleichtern und abzukürzen sich bemühten. Auf ihre Ermunterung wagte er es dann, seine beiden oben erwähnten, nach Altmutter geschnittenen Tafeln Sr. Majestät, dem Könige Max Joseph, zu überreichen; sie wurden huldvoll angenommen, und er erhielt dafür nicht nur sogleich ein bedeutendes Geschenk, sondern auch noch später mehrmals gnädigste Unterstützungen. Was ihm aber vorzüglich schmeichelte, und wessen er sich später gerne rühmte, war der Umstand, daß der König die beiden Tafeln in das sogenannte königliche Elfenbeinkabinet zu hinterlegen befohlen hatte.

Einige Verehrer der altgriechischen Skulpturen, welche die Mängel seiner Zeichnung zu rügen fanden, und seinen Geschmack zum edlern Stile des klassischen Alterthums hinführen zu müssen glaubten, beredeten ihn, nach den Antiken zu arbeiten. Er studirte und zeichnete hiernach, und

ging auch an, in diesem Sinne sich zu versuchen; wie denn das Ferdinandeum von ihm aus dieser Zeit zwei kleine Statuen von Holz, einen Apollo und einen Merkur, besitzt, die durch die Reinheit der Arbeit, und noch mehr durch die schönen Verhältnisse und durch das daraus hervorleuchtende Gefühl für antike Form allgemeine Anerkennung fanden. Allein er fühlte bald, daß er auf diesem Wege nach langwierigen Studien und Übungen doch entweder nur sehr mittelmäßig bleiben, oder doch den Ruhm mit vielen andern ihm überlegenen Künstlern kärglich theilen müßte; er kehrte daher nach einiger Zeit auf die von der Natur ihm angewiesene Bahn zurück, auf welcher er auch in vieler Rücksicht allein und in eigener Größe dasteht. Er ist in der Skulptur, was die Flammander in der Malerei sind; er liebte die gemeine Natur, und Wahrheit in der Darstellung war sein höchster Zweck; bis zum Edeln und Erhabenen erhob er sich nie, und er versuchte es auch nie, sich dahin zu erschwingen; dabei ist seine Zeichnung vielfältig nicht richtig, die Figuren sind zu kurz, und der Anatomiker wird in manchem Stücke unbefriediget bleiben. Dagegen leben diese Geschöpfe; alles ist Bewegung und Feuer, der Ausdruck ergreifend wahr, die Arbeit im höchsten Grade reinlich und vollendet, bis in das Kleinste alles mit Liebe gemacht, Anordnung und Gruppierung, für das Kennerauge anziehend; man übersieht gerne einige Verstöße gegen die Regel, um die Aufmerksamkeit von dem vielen Vortrefflichen nicht abzuleiten, und ganz ungestört dem Genuße sich hinzugeben, den diese gemeine, aber wirkliche und bewegte Welt, diese der Natur abgestohlene Wahrheit gewährt. Wie zart zeigt sich nicht des Künstlers Gefühl für die Landschaft! In dem widerstrebenden Stoffe des Birnbaumholzes sind einige Stellen,

besonders die entfernten Hochgebirge, wo die Luftperspektive in der Natur einen leichten Schleier über die Gegenstände webet, so zart behandelt, daß ein Zeichner sie nicht milder tuschen könnte. Seine Ruinen scheinen wirklich vom Zahne der Zeit angenagt zu sein, und durch Feuchtigkeit, Moder und das Peitschen tausendjähriger Stürme sind diese Gebäude verwittert. Im Baumschlage ist die Wahrheit erschöpft; diese Rinde ist jene des Zirbelnußbaumes; diese Nester verrathen den Schwung der Buche; so greift die Eiche wuchernd um sich; alle diese Vernarbungen, und Auswüchse beweisen eine vieljährige, mit Fleiß und Eifer fortgesetzte Beobachtung. Die Kühnheit, mit der er in seinen Baumpartien wühlt, die Massen durchgräbt, und alles durchsichtig macht, die Nettigkeit der üppigen Vegetation seines Bodens, worauf eine Menge Pflanzen und Gewächse wuchern, wird immer die Bewunderung aller Kenner und Nichtkenner bleiben, die sich noch durch die Bemerkung steigern muß, daß er zu dem allen bloß einen sehr dürftigen Apparat, ein Paar kleine Messer gleich Federmessern, und wenige kleine Grabeisen seiner Meisterhand dienstbar machte.

Seine Werke sind indessen nicht zahlreich, und unstreitig die zwei vorzüglichsten besitzt das Ferdinandeum. Das erste derselben stellt den Triumpheinzug der mit ihrem Kinde im Walde gefundenen, und auf das Schloß ihres Gemahles zurückkehrenden Pfalzgräfin Genevefa dar, nach der allbekanntesten alten deutschen Sage oder Erzählung, und zwar nach der mit großem Beifall aufgenommenen neuen Bearbeitung des Pfarrers, nun Domherrn Christoph Schmid. Es ist dies ein, wie man es sehr eigentlich nennen kann, in Birnbaumholz geschnittenes historisches Gemälde in ganz erhobener Arbeit nach Art

der Alexander-Colin'schen, in einer Tafel von 1 Wiener Fuß 3 Zoll Höhe, 1 Fuß 6 Zoll Breite, und ein Kunstwerk, wie dieses, verdient wohl eine nähere Darstellung seines Inhaltes.

Den Triumphwagen, in dem Genovesa, ihr Söhnchen auf dem Schooße, sitzt, haben vier stolze Pferde aus dem Dickicht des Waldes, durch den die Straße führet, so eben hervorgezogen, und Genovesa sieht nach langen Leiden in der Einöde zuerst wieder die hoch auf einer Felsen Spitze thronende Burg ihres Gemahles mit ihrer ganzen romantischen Umgebung. Sie, eine edle Gestalt, mahnet durch ihre eingefallenen Wangen an ihr großes, nun überstandenes Elend, worauf auch der geringe, am Vorderste des Wagens in einem Körbchen aufgepackte Hausrath deutet; ein Kreuzifix, und wenige Wurzeln, ihre bisherigen Lebensmittel, sind alles, was da hervor schauet; ihr Söhnchen schenkt seine volle Aufmerksamkeit einem Apfel, vermuthlich dem ersten, den es bisher gesehen hat, und den es sorgfältig in dem eng geschlossenen Händchen bewahret. Neben ihnen auf beiden Seiten zu Pferde sind der Graf und sein treuer Knappe Wolf; der Platz des letztern ist zwar der dominirende im Bilde; wahrscheinlich stellte aber der Künstler den Grafen auf die rechte Seite des Wagens nicht so fast des Vorzuges dieser Seite wegen, als um uns den ganzen Ausdruck dieser gegen Genovesa sich hinwendenden Figur in vollem Gesichte sehen zu lassen, und dieser Ausdruck ist auch wirklich so gemüthlich und so voll Sprache, als wollte der Graf sein ganzes Herz vor Genovesa entfalten, und sie alles, was er tief fühlte, darin lesen lassen. Die zahme Hirschkuh, die mit ihrer Milch Genovesa und ihr Kind vom Hungertode durch Gottes allgütige Vorsicht gerettet hat, drängt sich, einem Hündchen

ähnlich, ihrer Gebietherinn nach, und will sich den Rang und nächsten Platz am Wagen nicht streitig machen lassen. Die Pilger Heinz und Kunz, von dem gräflichen Hausmeister Golo, diesem heuchlerischen Ungeheuer, bestellt gewesene Mörder Gencovesa's und ihres Kindes, die aber beide doch am Leben gelassen hatten, aus Furcht vor Golo in das heilige Land gewallfahrtet, und nun eben zurückgekehrt waren, kommen hinter dem Wagen ebenfalls aus dem Walde hervor, wie über die wunderbaren Fügungen der Vorsehung sich besprechend; und ein hinter einem Baume hervorragendes Pferd läßt eine nachkommende noch zahlreichere Begleitung errathen. Zur Linken hat der Zug bereits seine Richtung in einen zur hohen Burg hinauf führenden Hohlweg genommen, und es verschwinden so eben die letzten Personen und Pferde des Vortrabes. Der Weg führet hart an einer gothischen, sehr zweckmäßig mit Emblemen aus der Leidensgeschichte des Erlösers verzierten Martersäule vorbei; die daran angebrachte Jahrzahl 1205 bezeichnet den Zeitpunkt der Geschichte. Ein hinter dieser Säule wie verstohlen hervorblickender Bauernjunge will den Zug ganz in der Nähe sehen, und hält die Säule fest umschlungen als eine Brustwehre, wenn Pferde und Wagen ihn zu nahe drängen sollten. Die Fortsetzung des Hohlweges, auf der Höhe an einer Zugbrücke endend, ist vortreflich motivirt. Ganz im Bergrunde steht auf dieser Seite ein Holzhauer voll Neugierde wie versteinert da, die immer näher kommende Gräfin anzustauen; Beil und Schlegel hat er abgelegt, und wie unwillkürlich hat die Ehrfurcht ihm schon die Haube abgezogen; hinter ihm liegt aufgeschichtet der Gewinn seines ermüdenden Tagwerkes; der unter dem abgelegten Ueberkleide hervorschauende Wasserkrug und ein kleiner Brodlaib beweisen, worin seine

spärliche Mahlzelt bestand. Ohne Zweifel wollte Hell nach dem Beispiele mehrerer Künstler in dieser Figur sich selbst, und zwar in einer seiner gewöhnlichen, vom Vater ihm aufgetragenen Beschäftigungen darstellen. Den weiten Zwischenraum der Gegend füllet das von allen Seiten herbeiströmende Landvolk. Mütter bringen ihre Kinder, andere besprechen sich traulich, das Alter verjüngt sich im Ausdrucke der Freude, die Jugend äußert ihr Frohlocken auf eine leichtfertigere Art; Sprünge, Hufschwenken, sogar Wurzelbäume dürfen nicht fehlen; bewundernswürdig ist die Mannigfaltigkeit des Ausdruckes der Theilnahme an dem allgemeinen Jubel, und selbst in den kleinsten Köpfchen höchst charakteristisch. In der Ferne endlich, wo schon die Festungswerke der Burg beginnen, erscheinen Trompeter, großes Menschengewühl, Standarten und Fahnen; die Zugbrücke vermag kaum die Last zu tragen. Es werden zwar jedem Beschauer einige Anachronismen und Fehler gegen das Kostüme auffallend sein; in dieser Geschichte vom Jahre 1205 kommen Posthorn, Tabakspfeife, Pistolen am Sattel vor; wenn man aber an den Stand des Künstlers sich erinnert, wird man, darüber lächelnd, es gerne verzeihen, daß seine historischen Kenntnisse so weit hinter seinem Kunsttalente zurückgeblieben sind, und eben diese Mängel vielmehr als einen Beweis aufnehmen, daß er nicht nach einem fremden Entwurfe, sondern nach eigener Idee und Erfindung gearbeitet habe. Wenn sich übrigens auch eine Uebersicht des Hauptgedankens und der Erfindung, der Komposition und Anordnung, geben ließ, muß man doch die Präcision und Reinlichkeit der Arbeit, den geschmackvollen Fleiß, und die Liebe, mit der die Ausführung vollendet ist, nur im Wilde selbst schauen. Auch die Landschaft entwickelt in der Behandlung viel Vortreffliches.

Eine ausgebreitete Stadt schwimmt im fernen Hintergrunde; die Siegfriedsburg springt von der steilen Höhe kühn in die Wolken empor; mehrere Berge, von üppiger Vegetation bedeckt, heben sich terrassenartig hinter einander hervor; die Waldpartien werden um so kräftiger und zugleich um so durchsichtiger, je näher sie gegen den Vordergrund rücken, wo endlich in Baum, Stamm und Rinde eine Wahrheit herrschet, die, was der Eiche, der Birke, der Tanne, dem Zirbelbaume angehört, bis in das kleinste Detail zu unterscheiden erlaubt; man erkennet in dieser Naturwahrheit an dem Künstler einen Mann, der auf alle diese Dinge seine Aufmerksamkeit schon seit langer Zeit gerichtet hat. Ueberhaupt treten im Bilde die Partien schön und deutlich aus einander; sie bilden gewichtige Massen in dabei herrschender Ruhe; die finstern Waldungen des Vordergrundes drängen die Ferne herrschend zurück; die Figuren gruppiren sich gut, ihrer Menge und Mannigfaltigkeit ungeachtet, alle treten deutlich ins Auge, und die bedeutendsten Personen ziehen durch das Gewicht ihrer Massen, wie durch den Maß, wohin sie gestellt sind, auf sich den ersten Blick; das Unbedeutendere tritt immer erst dann hervor, wann das Wichtigere seinen Eindruck schon gemacht hat. Die Reinlichkeit und die Tiefe der Arbeit, das Losschälen der Figuren vom Grunde, das Bühlen in den Blättern der Bäume und das Zusammenhalten derselben in Partien erregt Bewunderung. Die schwere Aufgabe einer höchst geschmackvollen Vollendung, ohne in das Geleckte und in das Harte zu fallen, ist da durchaus glücklich gelöst.

Dieses Meisterwerk, das der Künstler zu München um eine namhafte Summe hätte verkaufen können, übergab er zu Ende des Jahres 1825, in welchem er München

nach einem beinahe zweijährigen Aufenthalte verlassen hatte, dem Ferdinandeum ohne alle Anforderung, und bloß zum Beweise seiner Dankbarkeit für die von diesem Institute zu seiner Ausbildung erhaltene Unterstützung. Der Ausschuss des Vereins fand es aber doch höchst billig, ihm dafür noch ein den Kräften seines Fonds angemessenes Geldgeschenk zu geben. Von andern in München verfertigten Werken sind uns durch Hell selbst nur noch eine Nachbildung in Holz von Fischer's anatomischer Statue, und ein zum Geschenke an einen Wohlthäter geschnitzter Genius mit dem Füllhorn bekannt geworden.

Nach seiner Zurückkunft in das väterliche Haus begann er sogleich an einem neuen Werke zu arbeiten, wozu ihm die Idee zu München, vielleicht auch durch einen Kupferstich angegeben worden zu sein scheint, die er dann nach seinem eigenen Genie ausführte, und er äußerte damals, dafür in München auch schon einen Abnehmer, der es ihm gut bezahlen würde, zu haben. Dieses Stück, 1 Wiener Schuh 7 Zoll hoch, 1 Schuh 4 Zoll breit, nun ebenfalls im Ferdinandeum als eine der Hauptzierden seiner Kunstsammlungen ausgestellt, schildert eine herrliche Gegend am Rhein in der Nähe der Ruinen von Gottesberg, wo das sogenannte Hochkreuz, das Otto dem Wittelsbacher zugeschrieben wird, ein herrliches Denkmal der grauen Vorzeit und der hohen damaligen Stufe der Kunst unter den Deutschen, steht. Seitwärts zur Rechten steht dieses Hochkreuz dominirend, und die ganze Höhe des Bildes ausmessend, weswegen dieses auch höher als breit ist. Die gothischen Verzierungen verrathen eine Liebe, Genauigkeit und Zartheit im Vortrage, daß man schwanket, ob man die Geduld oder das Kunstgefühl des Künstlers mehr bewundern soll; über alles aber geht die Nettigkeit,

mit der die aus Nischen hervorschauenden Statuen vollendet sind. Da die Regeln der Perspektive diesen Figuren nur einen äußerst beschränkten Raum gestatteten, so wird die Arbeit nur um so viel bewundernswürdiger; vor allem aber sind die Köpfe so edel, charakteristisch und wahr, daß eine Vollendung dieser Art wohl selbst den vorzüglichsten Künstlern beinahe unerreichbar bleiben dürfte. Dabei ist die Ausführung so rein und ungezwungen, daß man in Gefahr ist, die erstaunlichen glücklich besiegten Schwierigkeiten zu übersehen, und wegen der Leichtigkeit der Behandlung das Unternehmen selbst für leicht zu halten, was aber eben der Triumph der Kunst ist. Zur Linken zeigt sich die Spitze einer Waldung, durch die eine Aussicht auf den Rheinstrom sich öffnet, über dessen Wasserspiegel so eben ein Kahn und ein Floß hinab gleiten. Die majestätischen Bäume erscheinen als Zwerge im Vergleiche mit der Riesensäule, und machen durch ihr Zurückbleiben die zum Himmel ansteigende Steinmasse noch höher. Nebstdem, daß die verschiedenen Baumarten aus dem Blätterwerke, dem Stamme und der Rinde hier wieder leicht erkennlich sind, verdient eine eigene Aufmerksamkeit die perspektivische Abnahme der Größe des Blätterwerkes, das Hervorschauen der fern stehenden Partien durch die Bäume des Vorgrundes, insbesondere das kühne Unterwühlen in den Nisten, wo die tiefen Zweige mit unglaublicher Mühe eben so vollendet durchschimmern, wie die vordern Gruppen, welche das Licht auffassen. Die Gegend ist eine allmählig empor strebende Ebene, in der fruchtbare Gefilde ihren Reichthum ausgeleget haben. Lachende Auen prangen im Vorgrunde hinauf gegen Gottesberg, und die ewig frische Jugendkraft der Natur hat neben greisen Eichen kraftvolle jugendliche Stämme und Gebüsche aus dem

Schooße der Erde gerufen. Aber das Menschenwerk der Gebäude des in die Wolken ragenden Gottesberges liegt in Trümmern; überall hat der Zahn der Zeit seine Macht geübet, wovon die morschen zerfallenen Mauern die Beweise liefern. Ein einziger Thurm steht noch wie ein Held, um den herum alle Kriegskameraden gefallen sind, und trotz den Stürmen, bis auch unter ihm der Boden wanken wird. Die morschen Mauern und das Verwitterte in den vom Moder durchfressenen Quadern sind auf der Oberfläche täuschend dargestellt; man vergißt, daß alles aus gesundem, schwer zu bändigendem Birnbaumholze bestehet. Weiter zurück schwimmen in weiter Ferne sanfte Reihen üppig bewachsener Hügel, so zart und in so leiser Abstufung in Holz behandelt, daß der solideste Zeichner Mühe hätte, diesen Schmelz in der gelungensten Zeichnung zu erreichen. Die Figuren im Vorgrunde endlich machen nicht Anspruch auf griechische Form und ideale Schönheit; aber man findet darin einen niederländischen Künstler aus der blühendsten Zeit. Den drei zusammengegruppirtten Figuren, wo einem Armen mit dem Stolzfuße Almosen gereicht wird, ist nur die Sprache versagt; denn Geberde, Haltung und Ausdruck verrathen klar das Innere ihres Gemüthes; der junge Bauer zur Linken, die Sense wehend, ist in einer so natürlichen und ungezwungenen Stellung, daß man die Einfalt und den kindlichen Sinn, womit die alltägliche Erscheinung ohne alle Affectation festgehalten ist, als etwas bisher noch nie Gesehenes verehren muß; wie sprechend ist nicht der Blick nach der ihm nahe stehenden Bauernmagd! Das Verhältniß zwischen beiden ist eben so wahr als meisterhaft auf ihr Antlitz, den Spiegel ihrer Seele, geschrieben.

Dieses Stück both Hell nach dessen Vollendung wie-

der dem Ferdinandeum an; er verlange nichts dafür, sagte er, als Unterstützung zur Unternehmung und Ausführung eines viel größern Werkes. Seine Arbeiten, so gütig sie auch beurtheilt würden, fingen bereits an, ihm nicht mehr zu genügen; es lebe in ihm ein Vorbild, das er noch bei weitem nicht erreicht hätte; er fühle einen Drang, sich in seiner ganzen Stärke zu zeigen, und ein Werk auszuführen, das er dann zu überbiethen nicht mehr vermöchte, ein einziges, großes Werk; dann aber wolle er ausruhen, und nur etwa noch mit kleineren Arbeiten sich abgeben. Dieses von ihm idealisirte Werk war eine Darstellung des Einzuges der Jungfrau von Orleans mit Karl VII., König von Frankreich, in den Dom zu Rheims. Schon die Wahl dieses in der Ausführung nach seiner Art höchst schwierigen Gegenstandes beweiset, welche Kraft er sich zutraute; er erklärte enthusiastisch seine Ideen, und schilderte mit großer Lebhaftigkeit seine Ansichten von Würde und Haltung der vorzüglichsten Personen, über die verschiedenen Affekte, über das Kostüm und den Kontrast zwischen den Personen des verschiedenen Ranges und Standes, über das majestätische Einerschreiten der Jungfrau von Orleans, über den prächtigen Dom mit allen seinen gothischen Verzierungen, den Einzug in denselben, und wie er in der Vertiefung seines innern Raumes noch einen Theil der Handlung in perspektivischer Ferne sichtbar zu machen gedächte; nicht weniger als ein paar tausend Personen wollte er auf diesem Bilde anbringen. Aber dieß alles auszuführen, bedürfe er einer Unterstützung auf einige Jahre, damit er sich mit mehr Muße der Arbeit widmen könne, und nicht mehr genöthiget wäre, seinem Vater in der Feldarbeit an die Hand zu gehen, sondern dieser sich statt seiner einen Knecht halten könnte. Er

meinte selbst, an diesem Werke manches Jahr arbeiten zu müssen, hoffte aber nach dessen Vollendung nicht nur Lob und Ehre, sondern auch vielen Geldgewinn zu ärnten; er machte schon den Plan, wie er es in verschiedenen Ländern herumtragen, für Geld zeigen, am Ende um guten Preis verkaufen, und so sich und seinen Vater aus aller fernern Verlegenheit reißen würde.

So sehr der Ausschuß des Ferdinandeums die Tafel vom Hochkreuze für seine Kunstsammlungen zu erwerben wünschte, fand er es doch billig, ihn zu rathen, er sollte sich an Orte wenden, wo er eine reichlichere Unterstützung hoffen könnte, als das Ferdinandeum ihm zu geben vermöchte. Wirklich entschloß er sich, nach Wien zu gehen, sein Hochkreuz dem Kaiser zu überreichen, und um gnädigste Unterstützung zu fernern Arbeiten zu bitten. Selbst Se. Excell. der Herr Landesgouverneur Graf v. Wilczek hatte ihm zu diesem Zwecke Empfehlungsschreiben zugesichert; auch hoffte er selbst, seine Absicht dürfte durch Se. k. Hoheit den Erzherzog Johann sehr befördert werden. Er war im Jahre 1809, in welchem sein Vater einen großen Antheil an der damaligen Insurrektion genommen hatte, an diesen hochherzigen Prinzen als Courier oder Bothe gesendet, und von Höchstdemselben gnädigst aufgenommen worden. Aber auf einmal änderte er seinen Entschluß wieder, und er wandte sich neuerlich an das Ferdinandeum; dieß, sagte er, habe ihn früher wohlthätig unterstützt, und von diesem hoffe er auch nun wieder Hülfe, wogegen er sein zu verfertigendes Werk für dasselbe bestimmen wolle. Man schloß nun im Jahre 1827 mit ihm einen förmlichen schriftlichen Vertrag, durch den ihm 600 Gulden, theilweise zahlbar, zugesichert wurden, er aber sein Hochkreuz an das Ferdinandeum abtrat, und dabei

demselben den Vorkauf bei seinem neuen Werke einräumte, auf jeden Fall den erhaltenen Vorschuß zurückzuzahlen versprach.

So ward auch das Hochkreuz ein Eigenthum des Ferdinandeums, das nun Hell's beide vorzüglichste Meisterwerke besitzt. Wollte man beide Stücke, die Genovesa und das Hochkreuz, gegen einander in Parallele stellen, so hat der erstere Gegenstand mehr allgemeines Interesse, die Komposition ist reicher, und selbst das Format ist angenehmer; dagegen ist das Hochkreuz noch fleißiger vollendet, insbesondere sind die Bäume noch weit künstlicher behandelt, und die Arbeit ist von einer Reinheit, die keinem Wunsche mehr Raum gestattet. Beide aber sind ganz vorzüglich dazu geeignet, Schiller's zwar etwas seltsam klingenden Satz: „das Genie ist der Fleiß,“ zu bewähren. Es ist in der That merkwürdig, wie sehr diese beiden Holztafeln von allen, das Ferdinandeum besuchenden Reisenden bewundert werden. Unter diesen waren nicht wenige vorzügliche Künstler, auch Professoren der Kunstakademien zu Wien und München, große Kunstkenner, ganz besonders aber einige der gebildetsten Engländer; und alle, von diesen Arbeiten eines gemeinen Bauern ganz ergriffen und begeistert, ließen denselben mit Einer Stimme die vollste Gerechtigkeit widerfahren. So stand, um nur ein einzelnes Beispiel anzuführen, der berühmte Maler Heß von München, einer der größten jetzt lebenden Künstler, vor diesen beiden Bildern, als hätte ihn eine höhere Erscheinung gefesselt. Er erinnerte sich wohl, von diesem jungen Tiroler schon in München viel Rühmlisches gehört zu haben; aber eine solche Vorstellung hatte er sich von seinen Arbeiten nicht gemacht. „Ich stehe, sagte er, wie aus den Wolken gefallen; alle meine bisher gesammelte

Menschenkenntniß wird bei diesem Anblicke irre; so was unter solchen Umständen hätte ich nie für möglich gehalten; da darf der erste Professor, der geschickteste Plastikerkommen und sich versuchen; vergebens tritt er mit diesem Künstler in die Schranken; in dieser Sphäre des Wirkungskreises bleibt jeder zurück.“

Nach der Vollendung des Hochkreuzes verfertigte Hell noch eine Art gothischen Thurm zu Ehren des heiligen Florian für den Innsbrucker Stadtbaumeister Herrn Joseph Huter, von dem er ebenfalls Unterstützung zu seiner Reise nach München und zu seinem dortigen Aufenthalte erhalten hatte. Wer die beiden Tafeln im Ferdinandeum noch nicht gesehen hat, wird auch diese Arbeit sehr lobenswerth finden; aber so viel Fleiß und Liebe, wie auf jene, ist darauf nicht verwendet, und sie stehet daher hinter denselben weit zurück.

Mittlerweile hatte sich für unsern Künstler eine Aussicht eröffnet, die zur Ausübung seines gewählten Kunstfaches ungemein beförderlich schien. Auf dem sogenannten Stammschlosse Tirol war nämlich die mit dem Gehalte von 200 fl. verbundene Schloßwächterstelle erlediget; Hell bewarb sich darum, und erhielt sie auch im Jahre 1828. Da, meinte er nun, würde er Zeit genug finden, sein großes Werk ganz ungestört und aller Nahrungsforgen enthoben ausführen zu können. Auch zog die herrliche Gegend, eine der schönsten des Landes, sein für die Reize der Natur so empfängliches Gemüth gewaltig an sich. Wenige Monate darauf verehlichte er sich mit Maria Raglele, einer zwar etwas bejahrten, aber gutgesitteten Bauerntochter aus dem Dorfe Böls, seiner Heimath, um, wie er sagte, von verschiedenen, dem Schloßwächter obliegenden Beschäftigungen, besonders der Reinhaltung des Schlosses,

Durch sie enthoben zu werden, und um so viel mehr seiner Kunstarbeit obliegen zu können. Allein der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht; das Abnehmen seiner Thätigkeit wurde sehr bald sichtbar; was er machte, bewies nicht mehr die vorige Liebe und Begeisterung; und doch hätte sein Charakter gerade das Gegentheil erwarten lassen sollen; ein Hauptzug desselben war Dankbarkeit, wie all' das bisher Erzählte satzsam beweiset. Auch war er ein sehr religiöser und sittlicher Mensch. Dazu waren seine Briefe aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf dem Schlosse noch immer voll von Aeußerungen seines glühenden Eifers, seine eingegangenen Verpflichtungen ja recht bald zu erfüllen; aber das verheißene große Werk kam doch nicht zu Stande. Es vereinigten sich mehrere Umstände dagegen. Sein Weib hatte schon im ersten Jahre der Ehe eine schwere Krankheit zu bestehen. Sein Vorgesetzter, der Schloßverwalter, ein hektisch-kranker Mann, beschäftigte ihn viel und auf verschiedene Art. Bei seiner Gutmüthigkeit vermochte er dem Zudringen angesehenen Männer, die von ihm kleinere Kunstarbeiten verlangten, nicht immer zu widerstehen. So verfertigte er in seiner Manier eine Darstellung des Märtyrertodes des heiligen Johann von Nepomuk, die der Besteller zu einer Verehrung an den Herrn Bischof und Generalvikar in Voralberg, Johann Nepomuk von Eschdorer, nunmehrigen Fürstbischof zu Trient, bestimmt hatte; ferner eine für Ihre Majestät, die Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, bestellte kleine Landschaft mit einem tirolischen Bauernhause; für andere, die durchaus etwas von seiner Hand besitzen wollten, einzelne Figuren und andere kleine Stücke. Was aber am meisten seine Thätigkeit lähmte, und seinen Geist herabstimmte, waren die häuslichen Ver-

hältnisse seines Vaters. Dieser war nach dem Tode von Hell's Mutter zur zweiten Ehe geschritten, und hatte keine glückliche Wahl getroffen. Seine Wirthschaft kam immer mehr in Verfall. Hell, der seinen Vater auf das kindlichste liebte, und den auch die Kinder aus des Vaters zweiter Ehe, seine Halbgeschwister, herzlich dauerten, kargte sich selbst ab, was er nur konnte, um den Vater zu unterstützen, und seine mütterliche Heimath, deren Genuß er dem Vater freiwillig überlassen hatte, sich zu erhalten. Um denselben vom Konkurse zu retten, hatte er bereits, als er noch in München war, von einem Geistlichen 300 fl. geliehen, ohne daß er bisher im Stande gewesen wäre, an dieser Summe etwas zurückzuzahlen. Zu gleichem Zwecke verwendete er, wie man hernach erfuhr, die Vorschüsse, die er vom Ferdinandeum, gemäß dem Abschlusse des oben erwähnten Vertrages, erhalten hatte. Aber das alles rettete den Vater nicht, und verzögerte nur etwas seinen gänzlichen Verfall. Zwar hatte der Sohn von den Gläubigern desselben, die auf Zahlung drangen, durch sein Bitten einen Aufschub von einigen Monaten erhalten, und er wollte nun rastlos arbeiten, um sich die zu ihrer Beschwichtigung nöthige Summe zu verdienen; aber er fand bald, daß sich bei seiner Kunst durch Eilen nichts gewinnen lasse, und daß auch seine Hand durch Angst und Unruhe, die wie ein Wurm in seinem Innern nagte, wie gelähmt war. Die bewilligte Zahlungsfrist nahte sich ihrem Ende; alle Zahlungsmittel fehlten, und die Gant über das heimathliche Gut, und die traurigste künftige Lage des Vaters und seiner kleinern noch unerzogenen Kinder war vorauszusehen. Da faßte Hell, ohne mit jemand zu Rathe zu gehen, einen unüberlegten raschen Entschluß, der zwar einen höchst rühmlichen Beweis von seiner kind-

lichen Liebe gibt, aber zugleich sowohl die Tiefe seines Kummers, als seine Unerfahrenheit beweiset, und leider seinen Tod zur Folge hatte. Den 6. Februar 1832 war er auf einmal vom Schlosse Tirol verschwunden, ohne Bewilligung des Schloßverwalters, ohne Abschied von seinem Weibe. Niemand wußte und konnte errathen, was aus ihm geworden sei, und man erschöpfte sich an Muthmaßungen und Besorgnissen, bis endlich nach mehreren Tagen ein unerwartet eingelaufener Brief des Guardians der Franziskaner zu Salzburg an den Herrn Prälaten von Wilten, und ein demselben beigeflossenes Schreiben von Hell selbst an sein Weib den hart erwarteten Aufschluß gab. Letzteres lautete wörtlich, wie folgt:

Salzburg den 29. Hern. 1832

Schätzbarste freind, besonders du Mein Liebe Maidl kurz in Eile weil die Post bald abgeht, tuhe ich mich Welden damit ihr einmal wisset wo ich bin, O Verzeihet mir alle den Summen unsin womit ich euch ein so großes Kreuz zugefiagt, wodurch ich mich selbst in der größten Lebensgefahr gesetzt und mein Gesundheit Ruinirt, meine lieben Leite ein großes Kreuz trückte mich das mich ganz unsinig machte den ich schämte mich vor euch, weil ich es nie gesagt habe, den bey den Graf N N da steckt der fähler, den weil ich noch in München wahr hab ich draussen Von ein Geistlichen 300 fl. gelichen die ich bey den Graf N N zu Zahlen häte für mein Vater sonst wer er dort schon in Konkurs gefallen, ja es wäre beser wen es dort geschehen wahr das wäre mein und andern Leiten beseres glick ich Betete 3 tage bey den heiligen Antoni in der Hofkirch (zu Innsbruck) und je länger je erger wurde

ich verzagt, ich hab mich zum Graf N N nicht getraut weil ich mir um kein Geld umgesehen hab, nur hinzugehen liegen hab ich auch kein Lust gehabt, forcht und Zittern macht mich so verzagt ich lauf drey viermal am Rennplatz ob ich noch zu hauß Sehen sol oder nicht entlich kombt es mir in Sin so kan ich unmöglich mer heim gehen ich lauf bis nach Wienn gehe zum Prinz Johann und Zum Kron Prinzen und bite so lang bis sie mir aushelfen, was ich aber auf disen Weg geliten das kenen die Menschen nicht begreifen ein wunder das ich noch leb, ich lauf durch Nchenthal bis Tölz durch ganz unter Bayern bis an den Seilfluß (Sala) bey Salzburg wo die Grenz ist, da hat mir der Franziskaner Pater hinübergeholfen sonst hätten mich die Bayrischen Schandarm auf den Schub gethan, die mich schon Zwey tag in Klauen hatten *).

Ich bin ich in Franziskaner kloster zu Salzburg gut Verpflegt und der Pater Quartian sagt das er geschwind an Prelathen zu Wilten schreibe und ich bleibe so lang da

*) Unglücklicher Weise fiel diese Reise in jene Zeit, wo wegen der in Oesterreich ausgebrochenen Cholerakrankheit die Grenzen gegen Baiern mit einem strengen Kordon geschlossen waren. Dieser Umstand bewog den Unglücklichen, seine Reise durch Umwege zu machen, und ist Ursache seines ausgestandenen Ungemaches. In einem andern Schreiben gesteht er selbst, daß er manche Nacht bei aller Kälte im Dickicht der Wälder zugebracht, und seine Ruhestätte in dem vom aufgeschreckten Wilde erwärmten Lager genommen habe. Dadurch ruinirte er seine schon von Jugend an durch heftige Magenkrämpfe öfters sehr leidende Gesundheit dergestalt, daß er ohne die sorgfältige und menschenfreundliche Aufnahme und Pflege, die er in Salzburg gefunden, schon dort den ausgestandenen Strapazen hätte unterliegen müssen.

bis er wider eine Antwort schreibt ob ich sol nach Wien gehen oder nach Hausß ich denke es wird wol heißen nach Hausß nach Hausß so meine lieben leite ich Griefe euch von Herzen Seyd mir doch nicht abhelt liebe Maidl wegen den bin ich doch dein getreuer

Jos. Hell.

Hell sah nun wohl selbst ein, daß in den Umständen, worin er sich befand, an die Fortsetzung seiner Reise nach Wien nicht mehr zu denken sei, und kam nach dem Rathe seiner Freunde nach einer so zweckmäßig, als es thunlich war, veranstalteten Reise wirklich wieder zu seinem Weibe, und auf das Schloß Tiroi zurück. Doch seine Gesundheit war auf unrettbare Weise untergraben; große Schwäche und starker Husten stellten sich ein, und er litt sichtbar an einem unheilbaren Brustübel. Seine geäußerte Hoffnung, davon wieder zu genesen, ward leider nicht erfüllt; er starb den 22. Mai 1832 in einem Alter von nicht vollen 43 Jahren mit der vollen Ergebenheit des Christen, eines sanften Todes, als ein Opfer seiner kindlichen Liebe, und er verdienet darum nicht minder als wegen seiner Kunstfertigkeit in dem rühmlichsten Andenken zu bleiben.

Er war im eigentlichen Sinne des Wortes ein guter, redlicher Mensch. Seine Außenseite konnte, bis man ihn näher kennen lernte, täuschen; er sprach ganz im verben Dialekte und im Tone der Bauern seiner Heimath; aber im Gespräche mit ihm entdeckte man sehr bald, welch' schätzbarer Kern in dieser rauhen Schale verborgen lag. Wenn man ihn um seine Meinung über ein Gemälde oder anderes Kunstwerk fragte, so erstaunte man über seinen Scharfsinn, und über die Richtigkeit seiner Ur-

theile. Dasselbe gilt auch von andern Gegenständen. Er sprach lakonisch, derb und entschieden; wußte mit wenigem viel zu sagen, und seine Sache im Gespräche, und eben so auch in Briefen gut vorzutragen und zu begründen; auch war er öfter am rechten Orte sehr witzig auf eine nicht beleidigende, aber sehr drollichte Weise*). Kam er in irgend einer Angelegenheit bittend, so fiel es schwer, ihm eine abschlägige Antwort zu geben. Sein offenes, aufrichtiges Wesen voll Gutmüthigkeit, und selbst seine bäuerische Art sich auszudrücken, bildeten eine sehr wirksame Beredsamkeit, besonders da er sich auch durch seinen tadel-freien sittlichen Wandel und ächte Religiosität sehr empfahl.

Gleich als hätte man eine Ahnung von Hell's frühem

*) Hier nur ein Beispiel seines humoristischen Briefstiles:

»Man sagt, schrieb er aus München, ich bekombe von König eine so große unterstüzung, aber die Heren Eugen Draxler haben mir noch nie keine Anweisung gegeben, wo ich diese große Gnaden Kasse finden konnte, und es scheint mir bey disen Glück werde ich bey meinen Isar Wasser bald den Namen bekommen wie einer von unsern Landsfürsten, der das Goldene Dach gebaut hat (Friedrich mit der leeren Tasche). Der König von Bayern, der ein Edler und guter Herr ist, kan mit einen ausländischen Tiroler Wölfer nicht so großmüthig handeln, da er von den Einländischen unterstüzungs Bettlern täglich haufenweis überlastet ist. Er besohnte mich mit zwölf Kronenthaler und erlaubte mir den eintritt in die Akademie der Bildenten Künste. Ja die Herzogin von Leichtenberg, Wittfrau des Ticekönigs, schickte mir zweymal ein par Gulden, weil ihr der Reim so gut gefallen, den ich dem König gemacht habe, und kan sileicht die quelle des ausgesprengten Traktaments seyn, mit welchen ich mich bishero glücklich und mager durchgeschlagen hab,«
u. s. w.

Tode gehabt, war in dem mit ihm wegen des großen Stückes geschlossenen Vertrage auch bedungen worden, daß, wenn er vor Vollendung des Werkes sterben sollte, das bis dahin Gearbeitete dem Ferdinandeum für die geleisteten Abschlagszahlungen eigen zu verbleiben hätte. Wirklich wurde auch nach dem Tode des Künstlers in dieser Beziehung alles Vorhandene eingeliefert. Darunter sind einige gezeichnete Entwürfe von Figuren und einzelnen Partien, aber kein Entwurf des ganzen Werkes. Auch erhielt man das für das Werk vorbereitete große Tableau von Birnbaumholz, das aber bis auf wenige darin vorkommende Zeichnungsstriche noch ganz unbearbeitet ist, und nicht zu viel anderm mehr dienet, als den Umfang zu zeigen, den das Werk erhalten sollte. Er war übrigens nicht gesinnt, die ganze Vorstellung aus dem Holze dieses Bretes auszuschneiden; dieß sollte nur mit dem Hintergrunde und mit den minder vorspringenden Gegenständen geschehen. Die Hauptfiguren und was sonst sich besonders hervorheben würde, wollte er einzeln bearbeiten, und dann in das Bret einsetzen. Diese Stücke, so viel er deren ausführte oder auszuführen angefangen, sind alle mit Numern bezeichnet, was anzudeuten scheint, daß er doch einen Entwurf des ganzen Werkes gezeichnet hatte, der sich aber nach seinem Tode nicht vorfand. Der vollendeten Stücke sind sechs: zwei ovale Medaillons, die in der Höhe des Bretes an den dafür bezeichneten Stellen eingesetzt werden sollten; der eine stellet den König Chlodwig vor, wie er vor der Schlacht bei Kölln im Jahre 493 gelobet, sich taufen zu lassen; der andere, wie bei der Taufe dieses Königs durch den heiligen Bischof Remigius von Rheims im Jahre 496 eine Taube das Oelfläschchen zur Salbung des Königs vom Himmel bringt; ferner vier einzelne Fi-

guren zu Pferde, die Jungfrau von Orleans mit der Fahne, König Karl VII., und zwei andere von jugendlichen Personen. Wenn man in diesen sechs Stücken, die allerdings sehr schön sind, nicht ganz jene vollendete Reinheit der Arbeit finden will, die man in den beiden oben beschriebenen Tafeln des Ferdinandeums bewundert, so muß man bedenken, daß es nur Vorarbeiten sind, an die er bei der Zusammensetzung des ganzen Werkes ohne Zweifel noch die letzte Hand angelegt haben würde. Von zwei ferneren Figuren zu Pferde ist eine der Vollendung nahe gebracht, die andere aber nur in Hauptkonturen zugeschnitten, und sonst noch wenig bearbeitet.

Dazu kommen noch neun andere Stücke, die alle Bausteine sind, für den Dom von Rheims und seine Thürme u. s. w. bestimmt. Unter diesen ist das Portal der Kirche an seinem obern Theile schon ziemlich bearbeitet; dasselbe läßt sich auch von einem kleinern Thurme sagen. Alle übrigen sind nur im Rohen zugeschnitten, und man kann nur aus ihrer Hauptform und aus einiger darauf angebrachten Zeichnung ungefähr errathen, wozu sie dienen sollten. Die mehr vollendeten Stücke wurden allerdings würdig befunden, den Kunstsammlungen des Ferdinandeums eingereiht zu werden; aber auch die übrigen, die wenigstens des Künstlers Art zu arbeiten zeigen, glaubte man aufbewahren zu sollen. Es wird sich schwerlich ein zweiter Heli finden, der es wagt, das Ungefangene fortzusetzen, und das Unvollendete zu vollenden; denn Künstler dieser Art sind eine sehr seltene Erscheinung, und was nur die Natur gibt, kann die Kunst nicht ersetzen.

Heinrich von Gläusen,
Custos des Ferdinandeums.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1835

Band/Volume: [1835_1](#)

Autor(en)/Author(s): Claufen Heinrich von

Artikel/Article: [Joseph Hell und seine Schnitzwerke \(mit dessen Bildnis\). 1-27](#)